

Mit Inklusion weit kommen.

Hunde(t)raum

Laufen – Springen – Werfen:
Inklusion auf sportliche Art

„Man muss nur
daran glauben“

Inhalt

Das neue Diakonie Hessen Magazin heißt „in der tat - konkret“. In diesem Magazin lesen Sie Geschichten von Menschen, die bei der Diakonie arbeiten. Das Magazin erscheint 1 mal im Jahr. Im Internet finden Sie das Diakonie Hessen Magazin unter www.in-der-tat.diakonie-hessen.de. Dort finden Sie weitere Informationen, Bilder und Videos.



EDITORIAL

Seite 4

Nathalie Becker und Michael Meinhardt arbeiten als Hunde-Ausführer. Sie gehen in Mainz mit vielen Hunden spazieren, deren Besitzer wenig Zeit haben. Sie kümmern sich darum, dass es den Hunden gut geht. Nathalie Becker und Michael Meinhardt waren vorher lange arbeitslos. Die Arbeit mit den Hunden macht ihnen viel Spaß und sie haben eine Fest-Anstellung.



HUNDE(T)RAUM Mission Leben

Seite 6

In Immenhausen und Naumburg können Menschen mit Behinderung das Inklusive Sport-Abzeichen ablegen. Das Sport-Abzeichen gibt es in Gold, Silber und Bronze. Die Sportler müssen laufen, springen, werfen und schwimmen. Dabei trainieren Menschen mit und ohne Behinderung gemeinsam. Bei der Prüfung werden sie von Mitgliedern der Sport-Vereine begleitet.



INKLUSIVES SPORTABZEICHEN

Seite 10

Claudia Brinkmann-Weiß war zusammen mit Bischof Hein in Syrien. Dort haben sie griechisch-orthodoxe Gemeinden besucht. In Syrien ist Krieg. In einem Interview berichtet sie von dieser Reise.



ERFAHRUNGEN AUS SYRIEN

Seite 16

Bei der Diakonie Hessen arbeiten viele Menschen ehrenamtlich. Dazu gehören auch Jens Lange, Kristin Wingender und Carmen Friedel. Sie alle übernehmen freiwillig ganz verschiedene Aufgaben an unterschiedlichen Orten. Die Arbeit macht ihnen viel Freude.



EHRENAMTSKAMPAGNE

Seite 22

Binnur S. musste in ihrem Leben noch einmal ganz von vorne anfangen. Sie lebte einige Zeit im Haus Lilith in Frankfurt. Das ist ein Wohnhaus nur für Frauen. Jetzt hat sie eine schöne Wohnung. Binnur S. steigt in ihrem Leben jede Stufe wieder einzeln hoch.



HAUS LILITH – FRANKFURT

Seite 26

Bei der Schwangeren-Beratung der Diakonie Hessen bekommen Eltern Hilfe, wenn das ungeborene Kind zum Beispiel Beeinträchtigungen hat. Die Mitarbeiterinnen beraten und begleiten die Eltern.



SCHWANGERENBERATUNG

Seite 30

Hannibal Semere Negasi kommt aus Eritrea in Afrika. Von dort aus ist er 2014 alleine geflüchtet. Jetzt lebt er in Hessen. Er hat eine Ausbildung zum Erzieher erfolgreich am Evangelischen Fröbelseminar gemacht.



FRÖBELSEMINAR Flüchtling macht Abschluss

Seite 36



**„Ohne unsere
Freiwilligen
ist gelebte
Nächstenliebe
kaum möglich!“**

Der Diakonie ein Gesicht geben

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Leserinnen und Leser,

heute halten Sie unser neues Magazin „in der Tat konkret“ in der Hand. Besondere Geschichten von Menschen, die sich in der Diakonie Hessen haupt- oder ehrenamtlich engagieren, und von denen, die mithilfe der Diakonie Hessen ihrem Leben eine neue Richtung geben konnten, finden auf den folgenden Seiten ihren Platz. Wir zeigen, wie gelebte Diakonie aussieht, und geben ihr dadurch ein Gesicht. Und wir zeigen, wie vielfältig unsere Arbeit ist. Im aktuellen Heft zum Beispiel dürfen wir Einblick nehmen in ein Sportprojekt der Behindertenhilfe oder erfahren, wie eine ehemals wohnungslose Künstlerin neu Fuß fassen konnte in der Gesellschaft.

Nicht nur diakonische Unternehmen und Einrichtungen, sondern auch unsere beiden Landeskirchen, die Evangelische Kirche in Hessen und Nassau und die Evangelische Kirche von Kurhessen-Waldeck, leisten ganze Arbeit, wenn es darum geht, Gesellschaft menschenwürdig und lebensdienlich zu gestalten. Davon erzählen unsere Geschichten. „in der Tat konkret“ wird einmal im Jahr erscheinen, ab der zweiten Ausgabe immer im Mai des jeweiligen Jahres. Zusätzlich zu der gedruckten Version können Sie auch eine digitale Variante im Internet abrufen. Dort haben wir einige gesprochene Beiträge oder kurze Videos hinterlegt. Als Orientierung, welche Geschichten Zusatzmaterial haben, dienen die Piktogramme, die Sie an ausgewählten Stellen im Magazin finden. Also, reinschauen lohnt sich auch hier unter www.in-der-tat.diakonie-hessen.de



Viel Spaß beim Lesen, Schauen und Entdecken wünschen

Dr. Harald Clausen
Vorstand Diakonie Hessen

Wilfried Knapp
Vorstand Diakonie Hessen

Hunde(t)raum



„Die Grundidee ist,
dass wir über die Hunde
Menschen aus zwei
Lebenswelten
in Kontakt bringen.“

„Die Arbeit gibt mir eine Tagesstruktur und stärkt mein Selbstwertgefühl.“
Wenn Natalie Becker von ihrer neuen Arbeitsstelle als Hundeausführerin spricht, verändert sie sich merklich. Während sie sich zuvor an ihrem Kaffeebecher festhält und unsicher wegen der fremden Menschen im Raum ist, wird sie, sobald das Gespräch auf die Tiere kommt, merklich größer, redet frei und ihre Stimme wird etwas lauter. „Ich habe einen Dalmatiner, der hat am Anfang sehr gezogen, jetzt läuft er mit durchhängender Leine neben mir.“ Sie lacht, als sie von diesem Erfolgserlebnis spricht. Becker ist eine von drei Mitarbeitenden der Mission Leben in Mainz, die hauptberuflich Gassi gehen. Den ganzen Tag fahren sie zu den Wohnungen der Mainzer, die tagsüber keine Zeit für ihre Vierbeiner haben, und kümmern sich um deren Wohlergehen.

„Wir haben einen eigenen Schlüssel für die Wohnungen, holen die Hunde, gehen circa eine Stunde mit ihnen raus und arbeiten mit ihnen. Zum Schluss gibt es ein Leckerli und wir schmusen ein bisschen“, erzählt Michael Meinhardt, der ebenfalls Hundeausführer ist. „Als Erstes gehe ich zu Chicco und Toffee“, ergänzt er. Dann geht es weiter zu Milo, Lilly und Franzl.

Bis zu fünf Hunde werden am Tag von Becker und Meinhardt ausgeführt. Zu jedem einzelnen wissen beide viel zu erzählen. Milo sei ängstlich, wenn er mit ihm andere Wege gehe, als das Herrchen, Lilly schwimme gerne, aber das Frauchen möge das nicht so, weil sie dann immer so stinkt. Nur in einem sind sich alle Hunde aus der Sicht von Becker und Meinhardt einig: Sie sind großartige Tiere. Wie bei Becker wird auch bei Meinhardt sofort sichtbar, wie viel Hingabe er für seine Aufgabe hat. Dass es eine Aufgabe und nicht nur eine Arbeit ist, das hatte auch Tanja Scherer im Kopf, als die Sozialarbeiterin vor einigen Jahren die Idee hatte, eine von Wohnungslosen organisierte Tagesbetreuung für Hunde zu eröffnen. Der Plan kam auf, als sie ihren eigenen Hund mit im Büro hatte und während Terminen die Wohnungslosen auf ihn aufpassten. Alle drei Parteien profitierten davon und Scherer. Da eine Hundepension an einem passenden Grundstück



„Die Arbeit gibt mir eine Tagesstruktur und stärkt mein Selbstwertgefühl.“



scheiterte, wurde 2016 die abgespeckte Version als Gassi-Service eingeführt. Seitdem können Hundebesitzer den Service buchen. Damit diese sich wegen ihrer Hunde nicht sorgen müssen, sind die Ausfühler gut ausgebildet. „Alle Mitarbeitenden machen eine Erste-Hilfe-Schulung für Hunde und einen Hundeführerschein“, sagt Scherer. Außerdem sind die Ausfühler bei Mission Leben in verschiedenen Teilzeitmodellen angestellt und somit versichert.

Diese Festanstellung ist für Becker und Meinhardt jedoch nicht selbstverständlich. Beide haben keine gradlinige Biografie, kommen aus der Langzeitarbeitslosigkeit. Erschwerend kommen gesundheitliche und private Probleme hinzu. Becker hatte Depressionen, es

war schwierig, unter den Umständen eine Arbeitsstelle zu finden, bis der Sachbearbeiter beim Jobcenter ihr von Hunde(t)raum erzählte. „Das war mein Glück, mein Kampfgeist hat sich wieder entwickelt“, erzählt sie von ihren ersten Schritten nach der Rückkehr auf den Arbeitsmarkt. Sie könne sich keinen besseren Job vorstellen. „Ich bin den ganzen Tag in Bewegung, bei Wind und Wetter.“ Auch Meinhardt liebt seine Aufgabe. Er habe schon immer einen Hund gewollt und mag die selbstständige Arbeit. „Ich bin ein Macher.“ Er könne sich auch vorstellen, den Beruf länger auszuüben, die Hunde seien ihm ans Herz gewachsen.

Zurzeit sind sie jedoch erst einmal für zwei Jahre angestellt, denn Scherer

sieht in dem Projekt mehr eine Möglichkeit, die Menschen wieder an geregelte Arbeit und die damit einhergehende Verantwortung zu gewöhnen. „Die Menschen sollen irgendwann wieder in der Lage sein, in anderen Feldern zu arbeiten.“ Um diesem Ziel näher zu kommen, sei der Hund eine ideale Brücke. Oft hätten Menschen mit einer komplizierten Vergangenheit besseren Zugang zu Tieren als zu Menschen. „Die Grundidee ist, dass wir über die Hunde Menschen aus zwei Lebenswelten in Kontakt bringen“, sagt Scherer. Denn nicht nur die Ausfühler lernen viel über die Lebensgewohnheiten der Hundebesitzer, sondern diese sehen auch Menschen, die größere Schwierigkeiten

in ihrem Leben haben als sie selbst. Dass sich schnell ein Vertrauensverhältnis zwischen den Hundebesitzern und den Ausfühlern bildet, davon berichten Becker und Meinhardt. Nach dem Spaziergang würden sie den Herrchen und Frauchen Fotos schicken oder kurze Nachrichten, wenn etwas gewesen sei. Aber auch Videos von ihren Erfolgen bei der Arbeit mit den Hunden werden als eine Art Arbeitsnachweis präsentiert. Diesen verlangt Scherer zwar nicht, trotzdem macht sie sich manchmal Gedanken, ob alles gut ging. „Einmal haben wir einen Ausgeher telefonisch nicht erreicht und dann hatte ich schon Sorge, ob er auch wirklich bei dem Hund war“, erzählt Scherer. Doch

schnell lernte sie, dass die Menschen ein großes Verantwortungsgefühl den Tieren gegenüber haben, und vertraut ihnen. Deshalb ist sie auch keine klassische Chefin für Becker und Meinhardt. Beide sagen, dass sie noch nie eine so nette Chefin hatten und auch mit privaten Belangen jederzeit zu Scherer gehen könnten.

Das Attribut, nicht klassisch zu sein, trifft aber auf alles in dem Projekt zu. Die Ausfühler wissen, dass es eine große Chance ist, und lernen, wieder träumen zu dürfen. Beckers Arbeitsvertrag läuft zwar noch knapp eineinhalb Jahre, sie weiß aber jetzt schon, dass sie danach weiter mit Tieren arbeiten möchte, am liebsten als Therapeutin. Und auch die Hundebesitzer schätzen das Angebot. Scherer bekommt regelmäßig Anrufe von Menschen, die ihren Hund auch anmelden möchten – teils weit über die Stadtgrenzen von Mainz hinaus. Doch mit 14 Hunden sind das Projekt Hunde(t)raum und Natalie Becker sowie Michael Meinhardt momentan komplett ausgefüllt.



Die Arbeit als Hundeausfühler*in gibt Tagesstruktur und stärkt das Selbstwertgefühl.

Laufen – Springen – Werfen: Inklusion auf sportliche Art



„Fertigmachen zum Aufwärmen.“

Klar und deutlich hallt die Stimme von Stephan Loos über die Sportanlage in Immenhausen. Neun Bewohner*innen der Hofgeismarer Wohnstätten der Baunataler Diakonie Kassel (bdks) laufen zielstrebig zum Sammelpunkt an der Sprungkuhle.

Sie erwerben das inklusive Sportabzeichen, das vom Deutschen Olympischen Sportbund (DOSB) seit einigen Jahren angeboten wird. Zu den Sportlern gehören Bernhard Reicherter und Justin Ebert. Sie absolvieren die Prüfungen zu den Anforderungen in den Bereichen Ausdauer, Kraft, Schnelligkeit und Koordination. Dazu gehören heute die Disziplinen Laufen, Springen, Werfen und Kugelstoßen. „Ich bin schon seit einigen Jahren in der Laufgruppe und der Tanzgruppe. Ich mache gerne regelmäßig Sport“, sagt Bernhard kurz vor dem Hundertmeterlauf.

So wie ihm geht es auch den anderen Sportler*innen, die in Begleitung von Betreuerin Regina Brahm und Bernd Räubert sowie Marion Girsch auf dem Sportplatz ihre Prüfungen absolvieren. Der 28-jährige Justin ist erst seit Kurzem in der Einrichtung in Hofgeismar, entpuppt sich aber schnell als wahre Sportskanone. Die Anforderungen für das goldene Abzeichen hat er schnell erfüllt. Bei anderen geht es nicht so schnell, aber man merkt den großen Willen, sich bei jedem Mal zu steigern.

Im Sportkreis Kassel gib es seit zwei Jahren Schulungen für Ehrenamtliche aus Sportvereinen, die sich um die Betreuung der Menschen mit Behinderung kümmern. Stephan Loos ist einer von ihnen. Ihm macht es sichtlich Spaß, die Sportler*innen zu unterstützen, sie anzufeuern und ihnen Mut zu machen. „Das ist hier gelebte Inklusion“,



**„Willst Du
mal sehen,
wie schnell
ich laufe?“**





„Das ist hier gelebte Inklusion.“

sagt er. Und im Juni war die Gruppe aus Hofgeismar auch beim Stopp der bundesweiten Sportabzeichen-Tour. Als bekannten Sportler und Botschafter der Nationalen Förderer war u. a. der ehemalige Zehnkämpfer und Olympiateilnehmer Frank Busemann mit dabei.

Unterstützt wurden sie aus der direkten Nachbarschaft durch die Vielseitigkeitsreiterin Josefa Sommer, die auch im Bundeskader erfolgreich ist, sowie weitere Prominente, wie z. B. Schauspieler Samuel Koch.

Doch nicht nur in Immenhausen trainieren Menschen mit Behinderung für das inklusive Sportabzeichen. Auch aus dem Standort „Altes Amtsgericht“ der bdkd in Wolfhagen fahren regelmäßig mindestens acht der 15 Bewohner*innen zum Sportplatz nach Naumburg. Auch hier werden die Sportler intensiv durch Ehrenamtliche betreut und unterstützt.

Nina Classen ist sichtlich stolz, dass sie so schnell die 50 Meter gelaufen ist. „Willst Du mal sehen, wie schnell ich laufe?“, fragt sie und sprintet zum dritten Mal an diesem Abend über die Aschenbahn. Und auch die anderen sind ganz konzentriert bei ihren Aufgaben.



Stolz auf seinen Erfolg:
Bernhard Reicherter



Tatkräftige Unterstützung durch den Sportverein Immenhausen.



Hintergrund:

Für den Deutschen Sportbund ist eine Zielsetzung, künftig noch mehr Begegnungs- und Wahlmöglichkeiten beim Deutschen Sportabzeichen zu schaffen, die ein gleichberechtigtes und gemeinsames Sporttreiben von Menschen mit und ohne Behinderung fördern.

Speziell vor diesem Hintergrund hat der DOSB 2014 das Projekt „Sportabzeichen und Inklusion“ ins Leben gerufen, das in enger Kooperation mit der Aktion Mensch, dem Deutschen Behindertensportverband und seinen Landesver-

bänden sowie mit Unterstützung von Special Olympics Deutschland (SOD) und dem Deutschen Gehörlosen-Sportverband (DGS) durchgeführt wurde. Die auf drei Jahre angelegte Projektinitiative hat vor allem im Rahmen der Sportabzeichen-Tour mit zehn Veranstaltungen und durchschnittlich 2.000 Teilnehmerinnen und Teilnehmern pro Event dafür geworben, dass Menschen mit und ohne Behinderung gemeinsam die Prüfungen für das Sportabzeichen ablegen und dabei mit großer Freude aktiv sind.





**„Die Teilnehmer
sind mit großer
Begeisterung und
Konzentration dabei.“**

Diakonische Arbeit in einem vom Krieg geprägten Land

Im August war Oberlandeskirchenrätin Claudia Brinkmann-Weiß, Dezernentin für Diakonie und Ökumene der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck, mit einer Delegation unter Führung von Bischof Martin Hein zu Besuch bei den griechisch-orthodoxen Gemeinden in Syrien.

Frau Brinkmann-Weiß, wie ist es, in ein Land zu fliegen, das bei uns nur durch den Krieg medial präsent ist? Wie haben Sie die Lage vor Ort erlebt?

Wir sind nach Beirut/Libanon geflogen, da Syrien zurzeit nicht angeflogen werden kann. Die Erteilung der Visa war schwierig und bis zuletzt ungewiss. Ebenso blieb es bis zuletzt spannend, ob wir die libanesisch-syrische Grenze würden passieren können. Der Grenzübertritt gestaltete sich sehr langwierig und aufregend, schließlich ging aber alles gut. Die Region in Syrien, die wir bereisten, das sogenannte „Tal der Christen“ (Wadi al Nasaara), ist seit Jahren kein Kampfgebiet mehr, sondern „befriedet“ und wieder von der Assad-Regierung kontrolliert. Mich

hat sehr überrascht, dass keinerlei Kriegsspuren mehr zu sehen waren, im Gegenteil eine rege Bautätigkeit herrschte und die Situation absolut friedlich und entspannt wirkte, Menschen den Sommertag in Cafés und auf den Straßen genossen. Wir sahen in einem Hotel in Marmarita, in dem wir eigentlich übernachten wollten, das aber voll belegt war, eine große festliche Hochzeitsgesellschaft. Insgesamt wirkte die Situation entspannt und lebensfroh. Das ändert nichts an der Tatsache, dass uns eine Frauengruppe, der wir im St. Georgskloster begegneten, berichtete, dass in der Stadt Hama, die etwa 20 km nördlich liegt, täglich Bombardements stattfinden. Und der Priester aus dem östlich gelegenen Suweida, zu dem





es partnerschaftliche Beziehungen gibt, konnte aufgrund der gefährlichen Situation vor Ort nicht einmal die Stadt verlassen.

Wie sieht diakonische Arbeit in einem Kriegsgebiet aus?

Wir unterstützen seit Jahren das christliche Al-Hosn-Hospital im Tal der Christen. Dieses Krankenhaus haben wir besucht, um uns einen Eindruck von der Arbeit zu verschaffen. Zu dem Krankenhaus bestehen intensive Kontakte, so hat der ärztliche Direktor mehrmals unsere Landeskirche besucht und von der Arbeit vor Ort berichtet und wir erhalten jährlich ausführliche Reports über die medizinische Arbeit des Hospitals. Das Krankenhaus war in den schlimmsten Zeiten des Krieges eines von fünf im ganzen Land, das noch arbeiten konnte. Daher hat das Al-Hosn-Hospital in der gesamten Kriegszeit einen sehr wichtigen medizinischen Dienst getan. Es war und ist immer offen für alle Menschen ohne Ansehen der Religion, dies hat der orthodoxen Kirche bei vielen Menschen Ansehen und Respekt verschafft.

Aufgrund der friedlichen Lage im Tal der Christen hat die Region eine große Zahl von Binnenflüchtlingen aufgenommen, die ebenfalls die Dienste des Krankenhauses in Anspruch nehmen.

Bei unserem Besuch hat es uns sehr gefreut, zu sehen, dass das Krankenhaus in einem ausgezeichneten Zustand ist und einen absolut sauberen, professionellen und medizinisch und pflegerisch auf hohem Niveau arbeitenden Eindruck macht. Wir haben auch Patientenzimmer besucht und mit Patienten und Angehörigen gesprochen, einige Patienten wünschten sich den Segen des Bischofs und unser Gebet. Das Hospital errichtet zur Zeit einen großen Neubau mit einer kardiologischen Intensivstation und weiteren Stationen, der die Kapazitäten verdoppeln wird.

Welche weiteren diakonischen Einrichtungen haben Sie besucht?

Wir haben keine weiteren Einrichtungen besuchen können aufgrund der zeitlichen Möglichkeiten, haben uns aber von Bischof Elias in Marmarita von der

Tätigkeit seiner Gemeinde berichten lassen, die eine Suppenküche und eine Kleiderkammer unterhält und sich sehr darum bemüht zeigte, den Menschen Hoffnung und Perspektive zu geben. Vor Ort konnten wir uns von der lebendigen Kinder- und Jugendarbeit überzeugen, da die Kinder gerade für ein großes Konzert am nächsten Tag probten.

Was wird dort am dringendsten benötigt?

Im Moment erscheint die Lage in der Region wie gesagt relativ stabil und auch die Versorgungslage einigermaßen ausreichend. Was immer benötigt wird, ist konkrete Unterstützung von Menschen, die durch den Krieg alles verloren haben und sich keine Krankenbehandlung und keine Operation mehr leisten können, denn natürlich gibt es keine Krankenversicherung und die Zivilgesellschaft und ihre Sicherungssysteme sind völlig zusammengebrochen. Deshalb finanzieren wir mit Spendenmitteln Behandlungen und Operationen von bedürftigen Menschen im Al-Hosn-Hospital. Das Krankenhaus

entscheidet selbst, für wen diese Hilfe am nötigsten ist, und gibt uns jährlich Reports über das, was mit unseren Spendenmitteln getan werden konnte. Außerdem fehlt es manchmal an medizinischem Gerät. Sofern möglich und sinnvoll, helfen wir auch da in enger Absprache mit den vor Ort Verantwortlichen.

Der Kirchenkreis Hanau hat für das Krankenhaus im sogenannten „Tal der Christen“ ein Notstromaggregat gespendet. Wofür wird es gebraucht und woher kommt die Verbindung zwischen Hanau und Syrien?

Der Generator, von dessen Arbeit und Leistungsfähigkeit wir uns ebenfalls vor Ort überzeugen konnten, wird dringend benötigt, um die Stromversorgung sicherzustellen. Das Stromnetz in Syrien ist alles andere als stabil, in Kriegszeiten gab es manchmal nur 2-3 Stunden täglich Strom, inzwischen sind es manchmal schon 6-7 Stunden, aber für einen geregelten Betrieb in einem Krankenhaus ist es natürlich unerlässlich, dass Strom rund um die Uhr zuverlässig zur Verfügung steht. Das leistet

der Generator und stellt damit die Arbeit des Krankenhauses sicher. Die Freundschaft mit der rum-orthodoxen Kirche von Antiochia besteht schon seit vielen Jahren. Zwei Kirchenkreise engagieren sich besonders in dieser Freundschaft: Hanau (Freundschaft mit Homs/Tal der Christen) und Ziegenhain (Freundschaft mit Suweida).

Können Sie uns noch Ihre Eindrücke schildern, Diakonie vor Ort in einem vom Krieg geprägten Land zu erleben?

Diakonie ist Tun des Evangeliums, ist tätige Nächstenliebe, ist gelebte Verkündigung. Wie sehr diese Botschaft gerade in einer Zeit des Krieges voller

Hass und Misstrauen, Angst und Not die Menschen erreicht, haben uns die Menschen im Al-Hosn-Hospital geschildert.

Ein christliches Krankenhaus ist und bleibt offen für alle, bietet Hilfe an für alle, die kommen –

ohne Unterschied: eine eindringlichere Predigt über das, was christliche Nächstenliebe meint, kann es wohl nicht geben.



CLAUDIA BRINKMANN-WEISS
Dezernentin für
Diakonie und
Ökumene der
Evangelischen
Kirche von
Kurhessen-Waldeck

Der Diakonie ein Gesicht geben

1

Mehr als 50.000 Freiwillige engagieren sich Schätzungen zufolge aktuell bei der Diakonie Hessen. Um diese Freiwilligen zu ehren, stellt die Diakonie Hessen im Vorfeld des Tags des Ehrenamts Menschen vor, die sich in der Diakonie Hessen engagieren. Gemeinsam geben sie der Diakonie ein Gesicht.

„Kaffee mit Milch und Zucker?“

Diesen Satz sagt **Jens Lange** bei seiner Arbeit als Flugbegleiter bei einer großen deutschen Fluggesellschaft immer wieder. Einmal im Monat richtet er ihn aber nicht in einem Flugzeug an Passagiere, sondern im Waffelcafé des Frankfurter Diakonissenhauses an pensionierte Diakonissinnen sowie Bewohner*innen des benachbarten Altenpflegeheims Nellinistift. Jeden letzten Samstag im Monat richtet er zusammen mit zehn anderen Freiwilligen einen Nachmittag mit Waffeln und Kaffee aus. Jens Lange (45) ist seit drei Jahren verantwortlich dafür. Er kümmert sich um die Gäste, arbeitet neue Freiwillige ein und richtet die Tische des improvisierten Cafés her.

„In meinem Leben schließen sich immer wieder die Kreise. Nach meinen Ausbildungen zum Krankenpfleger und Diakon in einer sozialen Einrichtung in Ostdeutschland wollte ich fern der Heimat in Frankfurt neue Erfahrungen sammeln.“ Mit 34 Jahren sattelte er noch einmal um und wurde Flugbegleiter. Aber er wollte sich auch diakonisch engagieren.

„Jeden letzten Samstag organisiere ich das Waffelcafé im Diakonissenhaus. Das Tolle ist, dass ich hier meine Service-Fähigkeiten aus meiner Tätigkeit als Flugbegleiter mit meinen sozialen als Pfleger und den geistigen als Diakon bündeln kann. Das habe ich gebraucht. Kein Tag ist im Waffelcafé gleich. Es ist mir ein Bedürfnis, den Gästen eine schöne Zeit zu bereiten. Ich möchte, dass sie sich bei uns wohlfühlen. Für mich ist es selbstverständlich, von Tisch zu Tisch zu gehen und die Gäste einzeln zu begrüßen. Ich freue mich jedes Mal, wenn sie mich wiedererkennen und wir miteinander vertraut sind. Solch ein Verhältnis ist nicht selbstverständlich, sondern muss wachsen.“



JENS LANGE
im Waffelcafé des Frankfurter Diakonissenhauses.



KRISTIN WINGENDER
im „Marktplatz 8“, einem
Café, Geschenkeladen
und Kontakt- und Informa-
tionsstelle (KIS) des
Diakonischen Werks.



2

Im Westerwald ist Kristin **Wingender** freiwillig aktiv. Ihre Aufgaben sind vielseitig: Sie ist Kellnerin, Küchenhilfe, Verkäuferin und Bindeglied zwischen psychisch kranken Menschen und psychologisch Beratenden. Die 53-Jährige arbeitet als Freiwillige im „Marktplatz 8“, einem Café und Geschenkeladen, der auch Kontakt- und Informationsstelle (KIS) des Diakonischen Werks Westerwald für psychisch kranke Menschen ist. Direkt im Zentrum von Westerburg gelegen, tummeln sich unter der Adresse „Marktplatz 8“ jeden Tag zahlreiche Menschen, die einen bezahlbaren Kaffee trinken, ein Stück selbst gebackenen Kuchen essen, ein Geschenk kaufen oder sich beraten lassen. Der Charme des Treffpunkts: Das Personal des Cafés und Ladens ergänzen Freiwillige, die oft selbst psychisch erkrankt sind. Kristin Wingender unterstützt seit acht Jahren das ehrenamtliche Team von „Marktplatz 8“.

„Als ich damals meinen Beruf als Sozialpädagogin wegen einer Erkrankung nicht mehr ausüben konnte, habe ich den Pfarrer gefragt, was ich nun machen kann. Ich brauchte eine Aufgabe, die ich mir auch ohne viel Geld leisten

kann. „Marktplatz 8“ ist perfekt für mich: Der Laden ist gut erreichbar und ich kann so arbeiten, wie ich es immer wollte. Es ist immer etwas los und ich bin mittendrin in einer bunten Gesellschaft. Bei uns herrscht eine sehr familiäre Atmosphäre. Dies ist kein normales Café, in dem man schief angeguckt wird, wenn man zu lang bleibt. Hier ist alles etwas entspannter. Manche Gäste sitzen mehrere Stunden an ihrem Platz oder kommen nur, um zu reden oder ihr Handy aufzuladen. Früher fühlte ich mich fremd in Westerburg. Ich war aus einer Großstadt in den Westerwald gezogen und hatte viele Jahre das Gefühl, Westerburg ist mir zu klein. Inzwischen ist das Städtchen zu meinem Zuhause geworden. Im „Marktplatz 8“ gehöre ich dazu, ich bin ein Teil der Stadt und wieder vom Leben. Man kennt sich tatsächlich und das fühlt sich ehrlich und herzlich an. Als vor Kurzem das Café an meinem Arbeitstag geschlossen war, hat es mir gefehlt. Mir war regelrecht langweilig.

„Für mich ist meine Arbeit nicht nur ein Ehrenamt. Ich bin Bestandteil eines Gesamtprojekts und das tut gut.“

3

In ihrer Region ist Carmen Friedel eine kleine Berühmtheit – als Alltagsheldin wurde die freiwillige Koordinatorin des Nähcafés im Mehrgenerationenhaus des Diakonischen Werks Groß-Gerau/Rüsselsheim 2017 mit dem „Deutschen Bürgerpreis“ der Sparkasse Groß-Gerau ausgezeichnet. Egal ob Jung oder Alt, Mann oder Frau, Anfänger*in oder Profi – alle sind im Nähcafé willkommen. Gemeinsam erschafft die zurzeit 14-köpfige Damengruppe nicht nur Kuscheltiere oder Kissenbezüge, sondern auch Herzkissen für Brustkrebspatientinnen sowie Obst- und Gemüseetze für die Aktion „Wir kaufen unverpackt“. Seit vier Jahren leitet die 57-Jährige das Nähcafé im Mehrgenerationenhaus Groß-Gerau, das seit 2015 ein Treffpunkt für all diejenigen ist, die nähen (lernen) und ihre Produkte für einen guten Zweck spenden wollen.

Jeden Dienstagvormittag kommen Näherinnen jeden Alters zwischen 10 und 12 Uhr in den Räumen des Mehrgenerationenhauses zusammen. Unermüdlich schreibt Carmen Friedel Firmen an und bittet um Stoff- und Garnspenden, stellt ihr Haus als Lager zur Verfügung und verkauft zusammen mit den anderen Näherinnen an den Wochenenden auf Märkten. Die Erlöse spenden sie sozialen Einrichtungen oder Projekten in ihrer Region.



„Das Nähcafé kam für mich zur rechten Zeit. Nach einer Krebserkrankung konnte ich nicht mehr so arbeiten wie zuvor. Meine Kinder waren schon groß und ich fragte mich, was ich mit meiner Zeit machen soll. Das Nähen habe ich mir bereits als Kind in der DDR selbst beigebracht. Später habe ich mich als Änderungsschneiderin selbstständig gemacht. Wir haben hier so viel Spaß. Ich hätte nie gedacht, dass ich so eine tolle Truppe bekommen würde. Frauen jeden Alters und jeder Kultur sind im Nähcafé willkommen. Auch Männer nehmen wir gerne auf, es hat sich aber noch keiner gefunden. Die älteste Näherin ist 80, unser Küken ist 35 Jahre alt. Ich freue mich jedes Mal, in das Nähcafé zu gehen und „meine Damen“, wie ich sie nenne, zu sehen.“

**„Die Aufgabe gibt mir
unglaublich viel Kraft.
Man kann das nicht
beschreiben.“**

Manchmal scherzen wir und malen uns aus, wie wir irgendwann mit den Rollatoren ins Nähcafé fahren. Ich glaube wirklich, mich muss man hier rausrollen.“



CARMEN FRIEDEL
Kordinatorin des Nähcafés im Mehrgenerationenhaus des Diakonischen Werks Groß-Gerau/Rüsselsheim.





**„Ich war ganz
unten und steige
nun jede Stufe
einzeln wieder rauf.“**

„Man muss nur daran glauben.“

40 Quadratmeter mit Balkon ins Grüne – das neue Zuhause gibt Binnur S. Raum zur Entspannung. „Überall hängen meine Acryl-Gemälde an den weißen Wänden. Das Malen bringt mich zur Ruhe. Es tut mir gut“, sagt die 51-jährige Deutsche mit türkischen Wurzeln mit einer Mischung aus Freude und Stolz in der Stimme. „Während meiner fast zwei Jahre im Wohnhaus für Frauen habe ich die Malerei für mich entdeckt. Mit den abstrakten Bildern drücke ich meine Gefühle aus.“ Ihre Einzimmerwohnung hat vor Kurzem vier neue große Fenster bekommen. Seitdem nennt sie ihre Wohnung gerne „meine Villa“ oder „mein Atelier“. „Die Lage könnte nicht besser sein. Zum Glück ist die Miete trotz der Renovierung auf fünf Jahre festgesetzt. Hoffentlich kann ich mir auch danach die Wohnung noch leisten.“



Letztes Jahr machte Ulrich Lilie mit seiner Unerhört!-Tour Halt im Haus Lilith. Binnur S. saß mit am runden Tisch, an dem neben dem Vorstand der Diakonie Hessen und dem Leiter des Diakonischen Werks Frankfurt auch Politiker*innen Platz nahmen.

Vor einem Jahr noch wohnte Binnur S. im Haus Lilith, einem Wohnhaus für Frauen in Frankfurt. Frauen, die keine eigene Wohnung haben, können in diesem unscheinbaren Gebäude am Alfred-Brehm-Platz schräg gegenüber vom Frankfurter Zoo ein vorübergehendes Zuhause finden. Auf vier Etagen in kleinen, möblierten Zimmern mit Gemeinschaftsküchen und Bädern auf dem Gang; Küchen- und Duschplan und eine enge Betreuung durch Sozialarbeiterinnen inklusive. „Ich weiß noch genau, wie ich im offenen Café des Hauses Lilith saß und mir gewünscht habe, in dem Wohnhaus ein Zimmer zu bekommen“, erinnert sich Binnur S. „Als ich dann tatsächlich nach einer Woche einziehen konnte, war ich sehr glücklich. Im Haus Lilith konnte ich anfangen, mir Gedanken zu machen, wie es weitergehen soll.“

Als sie in das Wohnhaus einzog, war sie ganz unten. Sie habe doch nur mal etwas Neues anfangen wollen, sagt Binnur S. rückblickend. Nach 14 Jahren als Vertriebsassistentin bei einem Verband in Eschborn hat sie Ende 2014 ihre Koffer gepackt, die Wohnung ihrer Mitbewohnerin überlassen und ist für ein Projekt nach Antalya in die Türkei gezogen. „Ich habe aus meinen Fehlern gelernt“, sagt sie. „Man sollte immer einen Notfallplan in der Tasche haben und nicht alles abrechnen und hinter sich lassen. Ich habe mir damals leider keine Gedanken über das, Was wäre wenn?“ gemacht.“ Als nach etwa drei

Jahren das Projekt unerwartet endete und sie in der Türkei keine Perspektive mehr sah, flog Binnur S. nach Hause. „Ich habe mich mein ganzes Leben gefragt, wer ich eigentlich bin – Deutsche oder Türkin?“ In der Türkei habe sie dann gemerkt, wohin sie gehört. Mit ihrem letzten Gehalt buchte sie ihren Rückflug und reiste zurück nach Frankfurt. Wie es dort weitergehen sollte, wusste Binnur S. nicht. Der Kontakt zu ihren Freundinnen war eingeschlafen, zu ihren Eltern und Verwandten in Deutschland schon lange abgebrochen. „Ich wollte ihnen gegenüber nicht eingestehen müssen, dass ich gescheitert war“, erzählt Binnur S. Als das Geld für ein Hotel ausging, hielt sie sich für ein paar Tage ohne Unterkunft am Flughafen auf, bis sie in das Wohnhaus für Frauen kam. „Im Haus Lilith habe ich gemerkt, dass ich nicht alleine bin mit meinen Problemen. Mir begegneten so viele andere Frauen, die ähnliche Schicksale hatten.“ Im Wohnhaus erfuhr Binnur S. auch, dass ihre Mutter schwer krank war. „Ich bin den Sozialarbeiterinnen so dankbar, dass sie mich dabei unterstützt haben, mich wieder mit meinen Eltern zu versöhnen.“ Kurz darauf starb jedoch ihre Mutter mit 69 Jahren. „Der Tod meiner Mutter hat mir den Boden unter den Füßen weggezogen“, sagt Binnur S. „Ich habe mir große Vorwürfe gemacht. Ich hatte so viel Zeit ohne sie verbracht und konnte daran nichts mehr ändern. Zum Glück wohnte ich noch im Wohnhaus und die Sozialarbeiterinnen kümmerten sich um mich.“



BINNUR S.

Sie sagt zu Ihrem Bild:
„Es ist bunt, so bunt
wie die Bewohnerinnen
im Haus Lilith.“

Binnur S. sammelte ihre Kräfte neu. „Während meiner Zeit im Haus Lilith bin ich reifer geworden. Hier habe ich auch meinen 50. Geburtstag gefeiert. Ich habe mich gefragt, was ich die nächsten Jahre mit meinem Leben machen will und begann, mir Ziele zu setzen.“ Die gelernte Rechtsanwaltsgehilfin hat viele Jahre Berufserfahrung auch als Sekretärin. Doch bei über 300 Bewerbungen hat sie nur Absagen bekommen. „Das war sehr frustrierend“, sagt Binnur S. über diese schwere Zeit. Seit einem Jahr arbeitet sie nun bei einer Agentur für Zeitarbeit als Teamassistentin an wechselnden Einsatzorten. Langsam sei sie bereit für den nächsten Schritt. „Mit der Zeitarbeit muss ich immer flexibel bleiben und weiß nie, wo mein nächster Einsatz sein wird. Das machte anfangs Spaß, ist aber auf Dauer anstrengend.“

Binnur S. kann sich viele berufliche Wege vorstellen. Wichtig sei für sie jetzt, beruflich anzukommen. „Im Moment wird mein Gehalt noch aufgestockt. Bald möchte ich aber gerne finanziell auf eigenen Füßen stehen. Ich denke darüber nach, mir ein zweites Standbein aufzubauen und mich als virtuelle Büroassistentin selbstständig zu machen. Vielleicht kann ich irgendwann auch mal ganz davon leben.“

Ein Jahr nach ihrem Auszug ist Binnur S. wieder im Haus Lilith. Dieses Mal zu Besuch auf dem Sommerfest des Wohnhauses. Mit dabei hat sie eines von ihren Bildern. Es ist größer als die meisten ihrer anderen Werke und zum ersten Mal mit einem gegenständlichen Motiv. Es zeigt große, farbige Blumen. „Es ist bunt, so bunt wie die Bewohne-

rinnen“, lacht Binnur S. Dabei schüttelt sie ihr kräftiges und lockiges schwarzes Haar. Sie wirkt glücklich und stolz. „Ich möchte gerne anderen Frauen, die so wie ich ungewollt auf der Straße gelandet sind, zeigen, dass das Leben weitergeht und sie die Hoffnung nicht aufgeben dürfen.“

**„In jedem Alter
kann man
neu beginnen.
Man muss nur
daran glauben.“**

Ich musste ganz von vorne anfangen, das war hart. Ich war ganz unten und steige nun jede Stufe einzeln wieder rauf.“

Die Entscheidung



**„Ich wollte doch nur,
was sich alle wünschen –
ein gesundes Baby.“**

Wenn man Elisabeth M.* mit ihrem einjährigen Sohn Elias* sieht, kann man sich kaum vorstellen, dass die 32-Jährige während der Schwangerschaft darüber nachgedacht hat, ihr ungeborenes Kind nach einer ungünstigen Diagnose abzutreiben. Während ihrer Schwangerschaft mit Elias waren zunächst die Nackenfaltenuntersuchung und schließlich das Organscreening in der 20. Woche auffällig. Der Fötus war viel zu klein. Zahlreiche weitere Untersuchungen bei verschiedenen Experten zeigten, dass der Fötus an einem genetischen Defekt leidet. Neben Kleinwüchsigkeit drohten organische Schäden. Dazu kam eine akute Plazenta-Insuffizienz. Das Kind wurde nicht mehr ausreichend von der Plazenta versorgt und sollte so schnell wie möglich geholt werden.

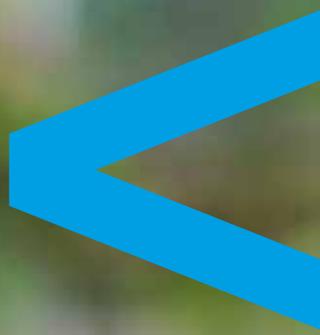
„Die Diagnose hat mir den Boden unter den Füßen weggerissen. Wir hatten uns so sehr ein Kind gewünscht. Nach einer vorangegangenen Fehlgeburt hatte ich gerade angefangen, mich auf das Kind zu freuen“, erzählt Elisabeth M. rückblickend. „Ich wollte nur, was sich alle Schwangeren wünschen: ein gesundes Baby mit Aussicht auf ein möglichst normales Leben.“ Ihre Frauenärztin schickte sie und ihren Partner direkt zu einem Arzt der Pränataldiagnostik. Nach der ersten kritischen Diagnose wurde Ina Maul von der Schwangerenberatungsstelle des Diakonischen Werks in Darmstadt hinzugezogen. „Frau Maul war extrem gut informiert“, sagt Elisabeth M. „Sie nahm sich Zeit, mit uns die Ergebnisse zu besprechen und zu erklären, was sie für unser Leben bedeuten. In Zusammenarbeit mit dem Pränataldiagnostiker wurden uns Kontakte zu Spezialisten vermittelt. Sie ist mit uns alle Möglichkeiten durchgegangen. Ich bin Frau Maul so dankbar für ihre Unterstützung in dieser schwierigen Zeit.“



A close-up photograph of a pregnant woman's belly, which is the central focus. She is wearing a dark blue t-shirt. Her hands are gently cradling her belly. In the background, a man is sitting on a bed, looking towards the camera. The background is softly blurred, showing a room with light-colored curtains.

**muss jeder
selbst treffen**

**„Viele stolpern
unvorbereitet
in die
Untersuchungen.“**

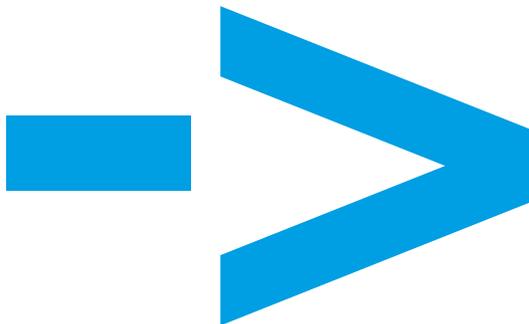


„Wir waren hin- und hergerissen.“

Ina Maul ist eine von 63 Schwangerenberater*innen der Diakonie Hessen. Seit 20 Jahren ist die Sozialpädagogin Beraterin für Schwangere und begleitet werdende Mütter und Väter rund um die Schwangerschaft und vorgeburtlichen Untersuchungen. In einer zweijährigen Weiterbildung hat sich die 60-Jährige Fachwissen zu pränatalen Diagnosen angeeignet und ein interdisziplinäres Netzwerk aufgebaut. „Viele Frauen stolpern unvorbereitet in die Untersuchungen und kommen erst nach einem auffälligen Befund zu uns“, sagt Ina Maul. „Ihre Welt steht Kopf. In dieser schweren emotionalen Zeit beraten wir Frauen und Paare. Wir begleiten sie in ihrem Prozess, eine verantwortungs-

volle, tragfähige Entscheidung für ihr weiteres Leben zu finden. Mit uns können sie über die Diagnose, ihre Gefühle, die sehr widersprüchlich sein können, ihre Zweifel, ihre Ängste und ihre Trauer sprechen.“ Manchmal kommt es vor, dass sich Mütter und Paare gegen ein Kind entscheiden. „Für die werdenden Eltern beginnt dann eine sehr belastende Zeit“, sagt die erfahrene Beraterin. „In Gesprächen bereiten wir sie auf die Geburt und den Abschied vom Kind vor. Zusammen mit den Ärzt*innen finden wir für sie eine geeignete Klinik. Gerade bei einem Abbruch im fortgeschrittenen Stadium kommt es vor, dass die Schwangeren und ihre Partner weit fahren müssen.“

Auch Elisabeth M. und ihrem Partner hörte Ina Maul zu und besprach mit ihnen alle Für und Wider. „Mit ihr konnten wir offen über einen Abbruch nachdenken“, sagt Elisabeth M. Sollen sie ihr Kind abtreiben lassen? Können sie sich ein Leben mit einem Kind mit gesundheitlichen Beeinträchtigungen vorstellen? Diese Fragen beschäftigten die werdende Mutter und ihren Partner. Ihre Unsicherheit war groß und die Zeit drängte. „Mein Freund und ich waren hin- und hergerissen“, sagt Elisabeth M. „Frau Maul hat uns geraten, uns nicht von anderen beeinflussen zu lassen. Denn am Ende muss jeder mit der Entscheidung ganz alleine leben. Das kann einem keiner abnehmen.“ So kam es auch, dass Elisabeth M. zusammen



mit ihrem Partner Ende der 28. Woche nach Köln zu einer Klinik fuhr. Sie hatten sich für einen Abbruch entschieden. „Das war die schwerste Reise meines Lebens“, erzählt die 32-Jährige. Einen Tag vor dem Abbruch musste sie für die Anmeldung und vorbereitende Untersuchungen in die Klinik. „Zum Glück waren wir über Frau Maul schon über die Abläufe in der Klinik informiert und hatten ein ziemlich genaues Bild. Eine furchtbare Vorstellung war für mich jedoch, dass ich den abgetöteten Fötus noch bis zu fünf Tage in meinem Körper tragen könnte, bis ich ihn auf natürlichem Weg gebäre.“

„Am nächsten Morgen war alles klar.“

In der Nacht vor dem Abbruch hat das Paar in einem Hotel geschlafen. Als sie am nächsten Morgen aufwachten, war ihnen klar, dass sie das Kind doch bekommen wollten. „Wir waren unglaublich erleichtert und sind ohne Umwege von Köln in die Klinik in unserer Nähe

gefahren. Wir wurden sofort aufgenommen und zwei Tage später kam unser Sohn zur Welt – nur 570 Gramm schwer und 30 Zentimeter klein“, sagt Elisabeth M. „Irgendwie wussten wir trotzdem, dass nun alles gut werden würde. Wir waren von der bewussten Entscheidung ‚für‘ unser Kind unglaublich gestärkt.“ Trotz Plazenta-Insuffizienz und Frühgeburt erholte sich Elias gut. Nach zehn Wochen im Krankenhaus konnten sie ihren Sohn, fünf Tage vor dem eigentlichen Geburtstermin, nach Hause holen. Elias wog mittlerweile 1.900 Gramm und war 42 Zentimeter groß. Viel zu klein für sein Alter, fanden die Ärzte. Zahlreiche Arzttermine bestimmten zunächst das Zusammenleben der Kleinfamilie. „Wir wissen nun, dass Elias Wachstumsgen defekt ist. Hinzu kommt ein kleiner Herzfehler. Man kann nicht sagen, wie sich unser Sohn weiterentwickelt. Zurzeit sieht es so aus, dass Elias kein Riese wird, aber es nicht sehr auffallen wird, dass er kleiner ist als andere“, sagt Elisabeth M. erleichtert. Dass auch das nächste Kind kleinwüchsig wird, sei eher unwahrscheinlich. Über

ein zweites Kind wollte Elisabeth M. nach der Geburt von Elias zunächst jedoch nicht nachdenken. „Zu viel Vorfriede und gemeinsame Zeit wurde uns während der Schwangerschaft und ersten Lebensmonate genommen. Ich wollte mich erst einmal ganz auf Elias konzentrieren.“

Mit Blick auf ihre Erfahrungen sagt Elisabeth M. heute: „Die Pränataldiagnostik ist für mich Fluch und Segen zugleich. Ich frage mich, wie sinnvoll die vielen Untersuchungen sind. Nicht nur ein Schwangerschaftsabbruch ist traumatisierend, auch der Gedanke daran. Selbst die Tatsache, dass die Entscheidung ganz allein bei einem selbst liegt, ist eine große Belastung. Ich bin froh, dass ich dies nicht alleine durchstehen musste.“

Im Februar hat Elias seinen ersten Geburtstag gefeiert. Nur vier Monate später brachte Elisabeth M. ein gesundes Mädchen zur Welt.

* Namen von der Redaktion geändert

Schwangeren- und Schwangerschaftskonfliktberatungsstellen in der Diakonie Hessen

Vor, während und nach einer Schwangerschaft bieten die 41 Schwangeren- und Schwangerschaftskonfliktberatungsstellen der Diakonie Hessen kostenlose Beratung an. Mit Erfahrung, Empathie und Fachkompetenz stehen 63 Berater*innen den Ratsuchenden in allen Fragen rund um die Schwangerschaft, Geburt, Familien- und Lebensplanung und das Leben mit dem Neugeborenen zur Seite. In der Beratung thematisieren sie neben Fragen zu Schwangerschaft, Verhütung und wirtschaftlichen Hilfen auch Arbeitslosigkeit, Schulden und Existenznot und vermitteln auf Wunsch spezielle Beratungsangebote. Im Schwangerschaftskonflikt begleiten sie Frauen und Paare auf der Basis des christlichen Glaubens. Die Berater*innen unterstützen Schwangere und ihre Angehörigen

in diesem Prozess, eine für ihr Leben tragfähige und verantwortliche Entscheidung zu treffen. Daneben bieten sie eine psychosoziale Beratung im Rahmen der Pränataldiagnostik und des Kinderwunsches an. In den Beratungsstellen können Frauen und Paare frei von häuslichem und gesellschaftlichem Druck ihren eigenen Weg finden. Die Beratung ist ergebnisoffen. Sie basiert auf Vertraulichkeit und ist auf Wunsch anonym.

2018 suchten insgesamt etwa 8.200 Frauen diakonische Beratungsstellen in Hessen auf. Davon ließen sich rund 1.600 zu einem Schwangerschaftskonflikt beraten. Mehr als 40 Schwangere und ihre Partner kamen nach einem pränatal diagnostischen Befund in die Beratungsstellen.

info

Damals geflüchtet, heute Abschluss



mit Fachhochschulreife



Als im August 2019 die Schüler*innen der Höheren Berufsfachschule für Sozialassistenten ihre Abschlusszeugnisse in der Schule Korbach in Empfang nehmen, ist auch ein junger Mann darunter, der an das Pult tritt und davon erzählt, wie dankbar er für die beiden Ausbildungsjahre im Fröbelseminar ist. Stolz nimmt er das Abschlusszeugnis samt Fachhochschulreife von seiner Lehrerin Nadine Knipp entgegen. Beeindruckend ist vor allem seine Biografie. Sie zeigt, wie viel Stärke, Willenskraft und Lebensfreude in ihm stecken.

Hanibal Semere Negasi, gebürtig in Eritrea, flüchtet Anfang 2014 mit gerade mal 14 ½ Jahren aus seinem Heimatland, wo Zwangsarbeit, Folter, Repression und Armut das Leben der Menschen bestimmen. Auf ihm ruht die Hoffnung der Familie, ein besseres, sicheres Leben in Europa zu finden. So fasst sie den Entschluss, dass der Junge fliehen soll, und lässt ihn allein und schweren Herzens ziehen. Die nächsten Monate schlägt Hanibal sich durch den benachbarten Sudan und Libyen. Er schläft auf der Straße und in Notunterkünften, verdient sich als Tagelöhner immer wieder Geld. Es ist nicht viel, aber er braucht es, um die Bootsfahrt über das



GROSSES DANKESCHÖN

Hanibal Semere Negasi war es auf der Abschlussfeier ein Herzensbedürfnis Danke für zwei gute und prägende Ausbildungsjahre am Fröbelseminar zu sagen.

Mittelmeer nach Italien zu finanzieren. „Natürlich war immer auch Angst um mein Leben dabei, dazu das Heimweh nach meiner Familie, aber das Vertrauen in mir, dass die Flucht gelingt, war immer größer und gab mir Mut und Zuversicht.“

Von Italien aus gelangt Hanibal nach Frankfurt/Main, wo er im Sommer 2014 als unbegleiteter minderjähriger Flüchtling aufgenommen wird, in einer Wohngruppe Unterkunft und Betreuung findet. Mit 15 Jahren besucht er die 7. Klasse in einer Regelschule und beginnt, in einem Intensivkurs Deutsch zu



Das Ev. Fröbelseminar ist der derzeit größte evangelische Schulverbund in Hessen mit etwa 800 Schüler*innen und Studierenden, 55 Dozent*innen sowie ca. 130 Mitarbeitenden an den Standorten Kassel, Korbach und dem Familienzentrum. Ausgebildet werden jährlich knapp 200 Erzieher*innen, sowie etwa 150 Sozialassistent*innen und Heilpädagog*innen.

Wir sind nicht nur ein überregionales Zentrum der Fröbelpädagogik mit internationaler Vernetzung; Interkulturalität zeigt sich bei uns in der täglichen Interaktion und in der wertschätzenden Begegnung verschiedener Milieus und Kulturen, Konfessionen und Religionen.

lernen. Später vermittelt das Jugendamt Hanibal nach Waldeck-Frankenberg, wo er in der Wohngruppe Mabdiba der Jugendhilfeeinrichtung Let's go! e.V. sein neues Zuhause findet. Zuneigung, Vertrauen und Erziehung sind inklusive. Und er kommt das erste Mal in Kontakt mit dem Ev. Fröbelseminar: Die dortigen Gruppenleiter Tobias Junker und André Mohr haben selbst ihre Ausbildung zum Erzieher am Ev. Fröbelseminar absolviert. Die beiden Männer werden für Hanibal zu wichtigen Vertrauenspersonen; sie sind es auch, die Hanibal zur Ausbildung ermutigen: „Die Jugendlichen sind durch die Umstände in den Herkunftsländern und durch die Flucht häufig stark traumatisiert, auch bei Hanibal war das so. Dass er heute so erfolgreich seine Ausbildung und sogar die bundesweit anerkannte Fachhochschulreife erreicht hat, zeigt, dass er sich emotional stabilisiert hat und die soziale und kulturelle Integration geglückt ist. Sein neugieriges, wissbegieriges Wesen hat Hanibal geholfen, dass er sich so super entwickelt hat.“

Auch Nadine Knipp erinnert sich gern an Hanibal Negasi, dem es „sehr wichtig war, dass er gerecht und mit den gleichen Maßstäben wie seine Mitschüler*innen benotet wurde. Er wollte keine Sonderbehandlung.“ Seine schriftlichen Schwächen konnte er sehr gut durch seine mündliche Beteiligung mit qualitativ guten Beiträgen ausgleichen, erzählt die Dozentin. Besonders im Gedächtnis sei ihr geblieben, dass er sich immer sehr respektvoll den Mitschüler*innen und Dozent*innen gegenüber verhalten habe. „Trotz zeitweise ungewisser Wohn- und Betreuungssituation, als er volljährig wurde, hat Hanibal immer zuverlässig am Unterricht teilgenommen und konstant mitgearbeitet.“

Inzwischen ist Hanibal Negasi nach Korbach in seine eigene Wohnung gezogen. Mit allen Erfahrungen aus dem Ev. Fröbelseminar wird er jetzt seinen Weg weitergehen und ein duales Studium in den Fachrichtungen Wirtschaft und Mathematik beginnen.



**„Ich habe mir immer
hohe Ziele gesetzt.
Die Zeit im Fröbelseminar
werde ich dabei nie vergessen.“**



Impressum

Herausgeber:
Diakonie Hessen –
Diakonisches Werk in Hessen und Nassau
und Kurhessen-Waldeck e.V.
Ederstraße 12
60486 Frankfurt am Main

Redaktion:
Eckhard Lieberknecht (verantw.),
Yvonne Burger, Grit Finauer,
Rafaela Rübsamen, Viola Werner

Bildredaktion: Arno F. Kehrer

Layout: einzigartig werbung + design

Druck: Henrich Druck, Neustadt (Hessen)
Druck auf CircleSilk Premium White
100% Recyclingpapier

Bildnachweis:
Editorial, Seite 4: © Arno F. Kehrer
Hunde(t)raum, Seite 6-9: © Arno F. Kehrer

Inklusives Sportabzeichen, Titelseite,
Seite 10-15: © M. W. Lambrecht, Skylightphotos.de

Erfahrungen aus Syrien, Seite 17:
© PantherMedia/Praziss
Seite 18: Privat
Seite 19: © medio.tv/schauderna

Ehrenamtskampagne, Seite 21: © Yvonne Schöneck
Seite 22: © Peter Bongard/Dekanat Westerwald
Seite 25: © Yvonne Schöneck

Haus Litlith, Seite 26 - 29: © Viola Werner

Schwangerenberatung, Seite 31-32:
© PantherMedia/lucidwaters
© PantherMedia/Mukhina1

Fröbelseminar, Seite 36-39 © Ev. Fröbelseminar

„Die Benutzung nur des Vornamens in einzelnen
Artikeln soll die Stimmung vor Ort wiedergeben und
stellt keine Herabsetzung der Person dar.“

November 2019

Diakonie Hessen -
Auf diesen Social-Media-Kanälen
können Sie uns online besuchen:

